

#### **4. Sonntag im Jahreskreis (Jahr B)**

**St. Pantaleon, 01.02.2009**

Liebe Schwestern und Brüder,

das Evangelium der heutigen Hl. Messe lässt uns Jesus in der Synagoge von Kafarnaum erleben. Es war Samstag, und Jesus ging, wie alle gläubigen Juden auch, in die Synagoge. Denn für einen gläubigen Juden gehörte der Gottesdienst am Samstag zu einer gewohnten Selbstverständlichkeit. Wir können uns die Szene in der Synagoge gut vorstellen: Jesus nahm Platz, man gab ihm das Buch zum Vorlesen, er schlug es auf, las vor und begann zu reden (Vgl. Lk 4, 17). Warum hat man ihm das Buch zum Vorlesen gegeben und ihn um eine Deutung des Schrifttextes gebeten? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten, meine lieben Schwestern und Brüder. Jesus war inzwischen kein Unbekannter mehr; der Ruf, Vernünftiges und Gescheites zu sagen, folgte ihm nach. Darum wollte man ihn unbedingt hören, wenn die Gelegenheit sich nun einmal anbot, denn Jesus war ja ständig unterwegs, und darum selten zwei Samstage nacheinander am gleichen Ort. Wenn er einmal schon da war, wollte man die Gelegenheit unbedingt beim Schopfe greifen. Man gab ihm also das Buch zum Vorlesen. Das war im Ablauf des gottesdienstlichen Samstages in der Synagoge immer ein feierlicher Augenblick, den die Gottesdienstteilnehmer ehrfürchtig verfolgten. Als Jesus nun nach vorne ging, das Buch im Empfang nahm und vorzulesen begann, war mucksmäuschenstill im Raume und alle Augen waren auf ihn gerichtet. In der Luft lag eine geheimnisvolle Erwartung. Viele der in der Synagoge Anwesenden hatten Jesus noch nicht gesehen, doch manches von ihm gehört: dass er große Wunder gewirkt habe, neulich solle er bei einer Hochzeit in Kana in Galiläa sogar das Wasser in Wein verwandelt haben, er hätte Kranke geheilt, sei liebenswürdig und barmherzig, gehe auf die Menschen zu, und, und, und. Die Synagogenbesucher in Kafarnaum waren auf jeden Fall hoch erfreut, dass Jesus diesmal mit in ihrer Synagoge war. Als Jesus nun zu reden begann, starrten alle auf ihn. Kaum hatte Jesus angefangen zu reden, hingen die Zuhörer wie gefesselt an seine Lippen. Er hatte sie offenbar gleich in seinen Bann geschlagen, ihre Herzen gewonnen. Die Leute waren vom Format, von der Folgerichtigkeit wie auch vom Charisma Jesu äußerst beeindruckt, ja sie waren ergriffen, und je länger Jesus sprach, desto größer wurde ihre Ergriffenheit. So, dass sich viele die Frage stellten, ob er doch nicht der Messias sei, zumal Johannes der Täufer, der ein großes Prestige unter den Juden der Zeit genoss, Zeugnis für ihn abgelegt hatte. Ja man hatte sogar gehört, dass nach seiner Taufe im Jordan der Himmel sich geöffnet habe, und eine Stimme aus dem Himmel gesagt haben soll: *„Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe“*

(Mt 3, 17). Kein Wunder also, dass die Synagogenbesucher Jesus mit großer Aufmerksamkeit, ja mit großer Erwartung zuhörten. Sie waren rundherum ergriffen. Zum einen wegen der Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Lehre, zum anderen aber wegen seines würdevollen und doch ganz natürlichen Auftretens. Seine Zuhörer haben gleich gemerkt – das war mit Händen zu greifen –, dass eine Kraft von ihm ausging, die höchst anziehend und gewinnend wirkte; man konnte auf Antrieb spüren, dass er echt war, dass er nicht so predigte wie die offiziellen Verkünder des Gesetzes, auf die der Spruch angewandt werden konnte: „*sie predigen Wasser, trinken aber Wein*“. Es kam einfach unhörbar herüber, dass Jesus predigte, was er lebte – das allein gab ihm schon eine ganz große moralische Autorität. Es war offensichtlich, dass Jesus von dem voll überzeugt war, was er verkündete; ebenso, dass er Freude an der Verkündigung hatte. Das Evangelium der heutigen Hl. Messe fasst die Gefühle und die Einsichten seiner Zuhörer an jenem Samstag in der Synagoge von Kafarnaum mit der Feststellung zusammen *“Und die Menschen waren sehr betroffen von seiner Lehre, denn er lehrte sie wie einer, der göttliche Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten“* (Mk 1, 22).

Meine lieben Schwestern und Brüder, dieser Jesus, der so Vernünftiges redete und so gut ankam, dieser Jesus, der der Sohn Gottes in menschlicher Gestalt ist, dieser Jesus, der damals durch das Land ging, Gutes tat und alle heilte (Vgl. Apg 10, 38), diesem Jesus folgen wir. Er ist unser Bruder, unser Freund, unser Erlöser. Er hat uns nicht aus den Augen verloren. *„Ich bleibe bei euch bis zum Ende der Welt“* (Mt 28, 20), hat er uns in die Hand gegeben. Unser Christsein lebt aus dieser Einsicht des Glaubens, meine lieben Schwestern und Brüder. Unser Christsein ist keine bloße Ansammlung von stimmigen Prinzipien, das ist es sicher auch, denn unser Glaube ist auf jeden Fall stimmig, doch, was unser Christsein trägt und ihm Form gibt, was ihn so faszinierend schön und anziehend macht, dass man sich dafür ganz engagieren kann, ist das Zusammenleben mit Jesus, das es ermöglicht. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, so ist es: Christsein heißt, mit Christus leben, und zwar, wie es in unserem Gotteslob schön heißt: *„in der Arbeit, in der Ruh“* (GL 615, 1). Solange wir das nicht existentiell begriffen haben, wissen wir im Grunde nicht, was Christ zu sein heißt; und wenn wir trotzdem über das Christliche sprechen, reden wir lediglich um den heißen Brei herum, und das Christsein wird uns nicht ganz erfüllen, geschweige denn befriedigen. Darum bitte ich Gott in dieser Stunde, dass wir alle den tiefen Sinn jener Worte verinnerlichen, die ein Heiliger unserer Zeit, Josefmaria Escrivá, in seinem Buch *„Der Weg“* einmal schrieb: *„Wir leben, als ob der Herr fern wäre, dort, wo die Sterne leuchten, und wir bedenken nicht, dass Er auch immer an unserer Seite ist“* (Nr. 267). Christsein heißt also – wenn ich das einmal etwas salopp sagen darf –, dass man Gott von oben nach unten, an meine Seite, *„herunter*

geholt“ hat und nun mit ihm zusammen lebt. Dieser Jesus von Nazareth, der damals in der Synagoge von Kafárnaum die Menschen anschaute, die ihm zuhörten, und sie dabei in sein Herz schloss, derselbe Jesus schaut heute einen jeden von uns an und empfindet für uns genau so, wie er damals zu den Seinen der ersten Stunden empfunden hat. „*Erkenne Christ deine Würde*“, riefen die Urchristen aus, nachdem sie über die Tiefen ihres Christseins nachgedacht hatten. Und ich meine, wir werden ihnen nacheifern, wenn wir uns über die Erhabenheit des christlichen Weges einmal bewusst werden.

Beim Auftritt Jesu in der Synagoge von Kafárnaum waren die Jünger unseres Herrn mit dabei. Denn sie begleiteten ihn auf Schritt und Tritt, sie lebten mit Jesus zusammen. Was werden die Jünger Jesu gefühlt haben, als ihr Meister und Freund so souverän und großartig in der Synagoge auftrat und redete? Was für Empfindungen werden sie gehabt haben, als sie sahen, wie zugeneigt die Menschen Jesus waren? Ich denke, sie waren stolz auf Jesus und haben sich sehr erhaben gefühlt, denn sie wussten, sie gehören zu ihm, zu diesem Jesus von Nazareth, der in dieser Stunde so hervorragend auftrat. Sie genossen die Stunde und fühlten sich mit ihm um so stärker verbunden.

In der heutigen Auseinandersetzung der Kulturen und der Religionen ist unabdingbar notwendig, dass die Christen so fühlen, wie die Jünger des Herrn in jener Stunde in der Synagoge von Kafárnaum; dass wir stolz auf unseren Jesus und auf seine Unterweisungen sind. Wir dürfen uns nicht über unser Christsein schämen, denn wir hätten keinen Grund dazu. Die Lehre Jesu Christi, die Frohbotschaft, der Geist des Evangeliums ist auf jeden Fall - auch für die Menschen unserer Zeit - die Lösung zur Überwindung der Problemen, die in unserer Welt anstehen, bzw. noch entstehen können. Viele dieser Probleme wären übrigens überhaupt gar nicht entstanden, wenn die Menschen nach dem Geist des Evangeliums gelebt hätten. Unser Glaube kann sich wirklich sehen lassen, meine lieben Schwestern und Brüder. Und es wäre schön, wenn wir Christen uns nicht schämten, diesen Glauben zu verkünden. Dann würden die Menschen unserer Zeit, wie die Synagogenbesucher in Kafárnaum, über die Lehre unseres Herrn staunen und sie loben. Nur – dafür ist es unabdingbar nötig, dass wir diese Lehre leben, denn sonst können die Menschen sie nicht kennen. Wie anders sähe unsere Welt aus, wenn die Christen im Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zu Jesus absichtlich nach dem Geiste des Evangeliums ihr Leben in Familie, Beruf und Gesellschaft gestalteten, bzw. zu gestalten versuchten. Man braucht nur die zehn Gebote sich vor Augen zu führen. Was für eine Welle von Frieden, Sicherheit, Solidarität, Eheglück, Kinderfreude und dgl. mehr würden in unserer Welt entstehen. Wir hätten zwar noch nicht den Himmel auf Erden, doch eine

Vorwegnahme dessen hätten wir schon. Und das müsste doch möglich sein. Denn Gott hat uns nicht zum Unfrieden, sondern zum Frieden erschaffen.

Das Evangelium der heutigen Hl. Messe führt uns also Zweierlei vor Augen. Das erste ist die Erhabenheit der christlichen Lehre. Das zweite, das hervorragende Auftreten Jesu in Gesellschaft. Lasst uns beide Aspekte kurz betrachten. Zunächst also die Erhabenheit der christlichen Lebenseinstellung. Wir denken möglicherweise zu wenig darüber nach. Oft kann man die Christen mit dem Besitzer des Ackers des Gleichnisses Jesu vergleichen, in dem ein wertvoller Schatz vergraben war. Der Besitzer des Ackers wusste von nichts, er lebte zwar wahrscheinlich zufrieden, denn der Acker war auf jeden Fall gut, er hatte schöne Blumen und auf ihm wuchsen Getreide und noch weitere Nahrungspflanzen. Damit konnte der Besitzer das Leben bestreiten, doch große Sprünge konnte er nicht machen. Er blieb provinziell, ein Selbstversorgerbauer. Mehr nicht. Als er aber den Schatz entdeckte und ihn aushob, erweiterte sich sein Lebenshorizont. Und er machte dann eine sehr wichtige Erfahrung, nämlich dass das Leben ihm nun unzählige Möglichkeiten der Entfaltung anbot, die ihm bis dahin verborgen geblieben waren. Er atmete eine neue Luft und hatte den Eindruck, als hätte sich seine Lunge erweitert. Er fühlte sich voller, bewusster, froher, reicher. Er genoss das Leben. Und so ist es mit der Religion und mit den Menschen, meine lieben Schwestern und Brüder, wenn der Mensch entdeckt, dass der Kern der Religion der persönliche Umgang mit Jesus Christus ist. Solange die Christen es jedoch nicht so sehen, werden sie in den Mauselöchern ihres provinziell gelebten Christentums bleiben, um hier den Erzbischof von München einmal zu zitieren. Meine lieben Schwestern und Brüder, unsere Religion erschöpft sich nicht in ein paar Gebeten und in einigen guten Werken. Unsere Religion, unser Glaube, ist faszinierend schön und erquicklich. Sie ist eine Lebensweise nach dem Lebensstil Jesu. Das Christentum ist schön, aber wirklich schön, wenn man es als Lebensweise betreibt. Die Synagogenbesucher in Kafarnaum haben es verstanden, als Jesus ihnen die Schrift erschloss. Und darum waren sie von der Lehre Jesu so sehr angetan, ja sie waren davon geradezu ergriffen. Möge der Hl. Geist auch uns dies verstehen lassen. Dann sind wir wirklich dabei und haben unsere Mauselöcher verlassen.

Das Evangelium der heutigen Hl. Messe führt uns aber auch ein Zweites vor Augen. Und das ist, dass Jesus Christus seine Zuhörer nicht nur wegen der Lehre beeindruckte, die er verkündete, er beeindruckte sie auch als Mensch, als Person also. Er redete nicht wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der göttliche Vollmacht hat (Vgl. Mk 1, 22), das war das Fazit seiner Zuhörer, nachdem sie Jesus gehört hatten. Diese Einschätzung hat auch Folgen für die Christen. Wir folgen Jesus nicht nur durch die Annahme seiner Unterweisungen

geistlicher und übernatürlicher Art, sondern auch durch das Bemühen um ein gepflegtes Menschsein. Denn das gepflegte Menschsein ist letztlich ein Ausdruck gelassener Innerlichkeit. Dass wir das alles begreifen, was wir heute hier gesagt haben, vor allem aber, dass wir in Jesus Christus das Ideal sehen mögen, das unser Herz in Wallung bringen kann, darum bitte ich in dieser Stunde Gott den Heiligen Geist auf die Fürsprache Marias, die wir in der Kirche als die Braut des Hl. Geistes zu recht bezeichnen.